
Lebenswissenschaften

Über Geisteswissenschaften an Universitäten

Thomas Sternberg

Geisteswissenschaften benötigen keine Rechtfertigung ihrer Existenz. Betrachtet man die Meinungsäußerungen zum Jahr der Geisteswissenschaften 2007, gewinnt man gelegentlich den Eindruck, es handele sich um eine gefährdete Spezies. Und auch in den Fächern der Geisteswissenschaften selbst trifft man gelegentlich auf eine Art Minderwertigkeitskomplex, der zu einer permanenten Verteidigungshaltung zu nötigen scheint.

Die Wahrnehmung der Geisteswissenschaften

In der öffentlichen Wahrnehmung der Wissenschaft haben sich die naturwissenschaftlichen – vor allem die biologischen und anwendungsbezogenen – Fächer deutlich in den Vordergrund geschoben. Wissenschaftsjournalismus, das meint heute vor allem Informationen über naturwissenschaftliche Prozesse und Erkenntnisse; und wenn es wirklich einmal um ein geisteswissenschaftliches Thema geht, handelt es sich zumeist um erstaunliche Entdeckungen, die strukturell denen der Naturwissenschaft verwandt sind. Nicht zuletzt die ersten Runden zur Ermittlung von Exzellenz-Universitäten, die nach Ansatz und Ergebnis die technischen Hochschulen und ihre Fächer deutlich bevorzugte, haben zu dieser Selbstwahrnehmungskrise beigetragen.

Die Bezeichnung der Biologie, Medizin und verwandten Fächer als Lebenswissenschaften – eine Übersetzung des englischen *life-sciences* – erweckt den Eindruck, als handle es sich dabei um die für die Entwicklung der Menschheit und die relevanten Zukunftsfragen entscheidenden Wissenschaftsgebiete. Der Kirchenhistoriker Hubert Wolf stellte im Rahmen eines Symposions der nordrhein-westfälischen CDU-Landtagsfraktion zu Erinnerungskultur und Geschichtswissenschaft die provokante Frage, ob nicht vielmehr Philosophie, Theologie, Geschichte und Philologie die eigentlichen Lebenswissenschaften seien, weil sie die Fächer des Nachdenkens über unsere Lebensgrundlagen und ihre Perspektiven sind? Der Philosoph Hermann Lübbe wies ebenso wie der Vorsitzende des Historikerverbands Peter Funke bei dieser Tagung auf die wichtige Aufgabe der Arbeit an der Erforschung, Sicherung und Weitergabe von Erinnerung für die Identität und Fortentwicklung moderner Gesellschaften hin.

Jedenfalls besteht kein Anlass zur Verteidigungshaltung; geisteswissenschaftliche Fächer sind selbstverständlicher Bestandteil der Universitäten seit ihren mittelalterlichen Anfängen. Auf deren Reflexionen gehen die Naturwissenschaften im Sinne des Interesses, der Legitimation und der Methode zurück. Und sie haben den guten Ruf der Wissenschaft in Deutschland, wie sie seit etwa 1800 aufblühte, wesentlich mitbegründet. Insofern wäre stolzes Selbstbewusstsein und nicht Verteidigungshaltung die angemessene Form der Reaktion auf technische oder naturwissenschaftliche Engführungen der Wissenschaftsdebatten.

In Deutschland studieren etwa 360.000 junge Frauen und Männer Geisteswissenschaften im Sinne der Statistik; das sind ein Viertel aller Studenten. Und damit sind die Theologen, die Juristen, die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler, deren Forschung und Lehre man in Abgrenzung zu den Naturwissenschaften eigentlich den Geisteswissen-

schaften zurechnen müsste, noch nicht erfasst. 360.000 Studierende in Fächern der Philosophie, der Geschichte, der Sprach- und Literaturwissenschaft, der Philologien, der Kultur- und Dokumentationswissenschaften, der künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Fächer – das sind keine geringen Zahlen, in ihrer Gesamtheit sind das sicher keine kleinen Fächer.

Diese Fächer waren schon seit der Anfangsgeschichte der europäischen Universitäten im Mittelalter international ausgerichtet. Die Wissenschaften zeigten sich für alle Einflüsse aller Länder, Kulturen und Zeiten offen, die Erkenntnis in einer zur Rede stehenden Frage ermöglichten. Ihre *lingua franca*, das Lateinische, ermöglichte noch bis in das frühe 19. Jahrhundert die übernationale Ausrichtung in Forschung und Lehre. Sie waren und sind globalisiert *avant la lettre*. In Deutschland haben die Geisteswissenschaften allerdings – wie andere Fächer auch – massive Einschnitte durch die Berufsverbote und Vertreibungen erstklassiger Gelehrter nach 1933 erfahren. Man denke nur an die Archäologen Kitzinger und Krautheimer, die Kunsthistoriker Gombrich und Panowsky, den Mediävisten Levison und viele andere mehr, deren Flucht nach England, Amerika, Palästina oder in die Türkei führte.

Erkenntnis ist das Ziel der Wissenschaft

In den interpretierenden Wissenschaften werden die kulturellen Grundlagen gelegt, auf denen die Ziele anwendungsorientierter Forschung entwickelt werden. Moderne Wissenschaften sind entstanden aus der spezifischen Weise des europäischen Denkens, nicht zuletzt durch Abgrenzung wie Aneignung der theologisch-philosophischen Theorien und Fragehorizonte. Insofern basiert die westliche Zivilisation und Wissenschaft auf den Ideenfun-

damenten der europäischen Geisteswissenschaften. Gegenüber den heutigen Naturwissenschaften besteht der geisteswissenschaftliche Part nicht allein in einer ethischen Bewertung der Verfahren und Ziele ex post, sondern in den methodologischen und interpretierenden Vorklärungen für die Richtung der Forschung und die reflektierende Wahrnehmung ihres Zusammenhangs.

Aufgabe der wahrnehmenden und interpretierenden Vernunft ist nicht allein zu erkennen, „was die Welt zusammenhält“, sondern zunehmend, die auseinander strebenden Welten zusammen zu halten. Geschichtliche Forschung und Interpretation ist die Grundlage für das Verstehen von allem Gewordenen. Die Geisteswissenschaften sind nach dem Konstanzer Philosophen Jürgen Mittelstraß der Ort, an dem sich moderne rationale Kulturen ein Wissen von sich selbst verschaffen (vgl. dazu u. a. J. Mittelstraß: Leonardo-Welt). Sie tun das nicht im Sinne einer Kompensation, sondern dies ist eine notwendige Entwicklungsaufgabe. Dass hierzu eine engere Verzahnung der Natur- und Geisteswissenschaften und auch eine wenigstens rudimentäre Kenntnis der jeweils anderen Gegenstände erforderlich ist, liegt auf der Hand.

Geisteswissenschaften sind in der Hauptaufgabe der wissenschaftlichen Forschung nicht unterschieden von den Naturwissenschaften. Die einen stehen nicht im Dienst der anderen, sondern ihr einigendes Ziel ist die Suche nach Erkenntnis. Im am 31. Oktober 2006 verabschiedeten nordrhein-westfälischen Hochschulfreiheitsgesetz (HFG) ist der einleitende Aufgabenkatalog, den das alte Recht breit ausgestaltet hatte, fern von Nutzenanalysen reduziert worden auf diese Grundlage aller Wissenschaft. Es heißt jetzt unter § 3 Aufgaben:

„(1) Die Universitäten dienen der Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnisse sowie der Pflege und Entwick-

lung der Wissenschaften durch Forschung, Lehre, Studium, Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und Wissenstransfer [...]“.

Und unter § 70 Forschung liest man:

„(1) Die Forschung dient der Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnisse sowie der wissenschaftlichen Grundlegung und Weiterentwicklung von Lehre und Studium“ (vgl. www.innovation.nrw.de/Hochschulen_in_NRW/Recht/HFG.pdf).

Kulturwissenschaften – Naturwissenschaften

Von den Geisteswissenschaften zu sprechen ist kaum angemessen. Zu viele verschiedene Fächer und Methoden sind unter dem Sammelbegriff zusammengefasst. Einerseits fehlen, wie schon gesagt, wichtige Fächer, deren Herausnahme aus dem Katalog der Fächer kaum systematisch begründbar ist; andererseits sind Philologien, Kunstwissenschaften, historische und landeskundliche Fächer unter einen Begriff gezwungen. Allenfalls könnten diese Fächer als Kulturwissenschaften definiert werden, weil ihre Gegenstände kulturelle Phänomene im Unterschied zu den natürlichen der Naturwissenschaften sind.

Vollends unübersichtlich wird die Situation der Studienfächer, wenn man sie auf die Berufsfelder hin untersucht, die ihre Absolventen anstreben. Die Ausgestaltung etwa der großen philologischen Fächer Germanistik, Anglistik und Romanistik, auch der Geschichte, ist vor allem auf das höhere Lehramt ausgerichtet. Mittlerweile studieren, nicht zuletzt durch den unangemessenen Zwang zur Berufswahl, schon zu Beginn des Studiums eine größere Anzahl von Studenten mit dem Ziel des Magisters oder Mas-

ters. Es ist zu hoffen, dass die Modularisierung der Studiengänge und die Ausgestaltung der Lehramtsstudiengänge hier wieder eine größere Freiheit der Entfaltung unterschiedlicher Begabungen auch während des Studienverlaufs oder erst danach zulässt. Ein einheitlicher Master mit Zusatzqualifikationen könnte dieses Ziel möglich werden lassen und der verbreiteten Tendenz zur Vertauschung von Berufsausbildung und Studium Einhalt gebieten.

In Großbritannien eröffnet die erfolgreiche Absolvierung eines Studium an einer anerkannten Universität den Zugang zu sehr unterschiedlichen Berufen. Der Abschluss dient als Beleg für die Fähigkeit, sich unter wissenschaftlichem Anspruch Themen zu erarbeiten und Problemlösungen zu entwickeln. Eine Analyse der späteren beruflichen Tätigkeit von im Studium erfolgreichen Geisteswissenschaftlern würde das vielleicht auch für unsere Hochschulsituation verifizieren. Es geht im Hochschulstudium ja nicht allein um den Erwerb von spezifischen Wissensinhalten, sondern um das, was man gemeinhin Schlüsselqualifikationen nennt. Dass Geisteswissenschaften überdies in besonderem Maße geeignet sind, Bildung im umfassenden Sinne zu vermitteln, bedarf kaum einer Erklärung.

Gefährdungen

Gefährdungen drohen den Geisteswissenschaften heute nicht zuletzt von innen. Es gibt eigene, hausgemachte Probleme einer selbstbezüglichen Reduktion auf den innerfachlichen Diskurs. Sicherlich musste der Vernutzung, die unter dem Signum gesellschaftliche Relevanz in den 1970er Jahren drohte, die Eigenständigkeit des Forschungsinteresses entgegengestellt werden. So richtig dies ist, sind dennoch die Gegenwartsfragestellungen, die auch unbewusst die Fragerichtungen bestimmen, zu reflektieren. In-

terdisziplinarität und die Kenntnis allgemeiner öffentlicher Diskurse müssten heute eine Selbstverständlichkeit sein. So sehr auch für die Geisteswissenschaften gilt, dass die großen Erkenntnisse im zweckfreien Spiel des Forschens gemacht werden, so muss doch die kritische Reflexion der Forschung und des Lehrens auf dem bewusst wahrgenommenen Hintergrund allgemeiner Diskurse erfolgen.

Im Rahmen einer akademischen Preisverleihung für exzellente Nachwuchswissenschaftler erläuterte der Geehrte unter dem Raunen des Publikums, er habe zehn Jahre für seine althistorische Promotion aufwenden müssen. Auch abseits von solchen Beispielen gibt es Fächer, in denen Prüfer und Kandidaten die Fristsetzungen für schriftliche Examensarbeiten regelmäßig umgehen und damit zu einer Ausweitung der Standards kommen, die eine wissenschaftliche Karriere mit Examen, Promotion und Habilitation nicht zuletzt für Frauen nahezu unmöglich macht. Der Blick darauf, wie hier leichtfertig mit der Lebenszeit junger Menschen umgegangen wird, zeigt deutlich eines der internen Probleme der Geisteswissenschaften. Eine Beschränkung der Anforderungen auf den Nachweis des wissenschaftlich-selbständigen Arbeitens ist den Fächern im Blick auf die ausufernden durchschnittlichen Studien-, Promotions- und Habilitationszeiten dringend anzuraten.

Sicher ist: die deutschsprachigen historischen Wissenschaften haben ihren Rang nicht zuletzt durch genaue positivistische Studien, Editionen und Realienforschungen erhalten; aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts liegen Untersuchungen vor, die bis heute die Grundlagen für umfassende Theorien und Thesen bilden. Doch so wichtig für solche Geisteswissenschaft das ruhige Bearbeiten auch scheinbar abgelegener Themen ist; eine nüchterne Betrachtung von Zeitplänen bedeutet noch nicht die Ökonomisierung der Wissenschaft. Bereits Johann Wolfgang von Goethe urteilte in *Maximen und Reflexionen* über die Lage der Wis-

senschaft seiner Zeit in Deutschland: „Die Wissenschaften zerstören sich auf doppelte Weise selbst: Durch die Breite, in die sie gehen, und durch die Tiefe, in die sie sich versenken.“ Dieser Gefahr gegen zu steuern dienen nicht zuletzt die Evaluationen von Sonderforschungsbereichen und Projektfinanzierungen in der Kontrolle durch Fachkollegen etwa im Rahmen der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

In einer von Medien geprägten öffentlichen Kommunikation geraten die Kulturwissenschaften durch ihre Gegenstände und die scheinbare Abgelegenheit ihrer Erkenntnisse leicht ins Hintertreffen. Wissenschaftsjournalismus beschränkt sich zunehmend auf die anwendungsbezogenen und allgemeinen Naturwissenschaften. Gegenüber einer an wissenschaftlichen Vorgängen durchaus interessierten Öffentlichkeit werden die Vertreter der Kulturwissenschaften ihre Erkenntnisse öffentlich präsentieren und aufbereiten müssen, um mit den eigenen Forschungen nicht in ein kommunikatives Abseits zu geraten. Allerdings sind auch heute viele Wissenschaftler über Beratung, Veröffentlichungen und Vorträge gesellschaftlich präsent, ohne dass dies unter der Überschrift „geisteswissenschaftliche Forschung“ wahrgenommen würde.

Die kleinen Fächer

Über Geisteswissenschaften zu sprechen heißt immer auch, die Frage der kleinen Fächer, der so genannten Orchideenfächer, zu thematisieren. Durch Ausdifferenzierung größerer Fächer sind Arbeitsbereiche entstanden, die für die deutsche Hochschullandschaft von einer internationalen Bedeutung sind, die nicht durch Absolventenzahlen angemessen erfasst werden kann. In Fächern wie zum Beispiel Ethnologie, Koptologie, Byzantinistik, Archäologie, den länderspezifischen Fächern und vielen anderen wird

an unseren Hochschulen eine Forschungsarbeit geleistet, die mehr ist als ihre öffentliche und hochschulpolitische Wahrnehmung ahnen lässt. Sie stehen kaum je in einem öffentlichen Fokus außerhalb ihrer jeweiligen internationalen Communities, sind aber in ihren Vernetzungen und Erkenntnissen gleichwohl hoch bedeutsam für die deutsche Wissenschaftslandschaft. Sie finden ein Refugium in den geisteswissenschaftlichen Klassen der Akademien der Wissenschaften und in unterschiedlichen kofinanzierten Projekten und Forschungsbereichen. Mit Sonderforschungsbereichen, Instituten der Blauen Liste und anderen außeruniversitären Einrichtungen werden zumeist auf Interdisziplinarität angelegte Einrichtungen für besondere Großprojekte solcher Geisteswissenschaften unterhalten. Die Einführung von Graduiertenkollegs erweist sich für auch diese Fächer als eine wichtige Ergänzung der klassischen universitären Bildungswege.

Wie bedeutsam die Orchideenfächer durch aktuelle Ereignisse werden können, zeigt die sprunghaft gewachsene Nachfrage nach dem Wissen der arabistischen Seminare der Universitäten nach dem 11. September 2001. So wie heute die Sinologie oder die Turkologie von hoher Aktualität sind, können die Arbeiten von kleinen Instituten wichtige Informationen für andere Fächer, für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft liefern. In diesen Forschungsfächern arbeiten nur wenige Studenten und Wissenschaftler, aber die Zahl der Promotionen und wissenschaftlichen Karrieren zeigt die Bedeutung der nicht auf Massen angelegten Institute, in denen oft nicht im Team, sondern von Einzelnen, die in Korrespondenz mit ihren Fachkollegen stehen, gearbeitet wird. Insbesondere im Blick auf die internationale Ausrichtung der Wissenschaften sind die kleinen Fächer vorbildlich. An ihnen erhalten Wissenschaftler aus aller Welt für Aufgaben weit über Deutschland hinaus eine Ausbildung, und ihre Forschungsergebnisse werden international rezipiert.

Für die Frage des Risikos, ein solches Fach mit nur geringen potenziellen Arbeitsplätzen zu studieren, könnten die neuen BA-/MA-Studiengänge eine Chance darstellen (zur Studiensituation vgl. F. Multrus, T. Bargel, B. Leitow: Das Studium der Geisteswissenschaften). Ein breiter gefasstes BA-Studium wäre in der Lage, auf die Spezialisierung im MA-Studiengang vorzubereiten und Wechsel wie Spezialisierung zu erleichtern. Nicht zuletzt in der notwendigen Vernetzung der kleinen Fächer kann eine Chance liegen. Die alte, kaum noch erreichbare Idee der *universitas* als Gespräch der verschiedenen ausdifferenzierten Fächer untereinander wird in der Zusammenarbeit kleiner Fächer wenigstens partiell Wirklichkeit.

Kleine Fächer brauchen für ihre Arbeit eine ruhige Herangehensweise, einen langen Atem für Projekte, die zumeist unspektakulär sind und deren Effizienz nur wenig kalkulierbar ist. So benötigen zum Beispiel Editionen historischer Texte und große wissenschaftliche Kompendien und Lexika Zeiträume, die weit über übliche Forschungsprojekte hinaus gehen. Dazu ein extremes Beispiel: Das wichtigste Lexikon zum Altertum, *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, als Pauly-Wissowa bekannt, erschien von 1894 bis 1972 in 66 Bänden und 15 Supplementbänden; die Register datieren von 1980 und 1997. Der *Neue Pauly*, der auf der alten Ausgabe aufbaut und mit Themenbänden ergänzt, ist gerade abgeschlossen und wird als eines der Spitzenprodukte deutscher Wissenschaft mit neuer Systematik – und durch eine englische Edition ergänzt – den unüberholten Schatz an Wissen über die Antike aktualisieren und tradieren. Wissenschaftspolitik wäre schlecht beraten, solche Langfristprojekte unter den Kriterien kurzfristiger Effekte abzuwickeln.

Hochschulstandort Nordrhein-Westfalen

In Nordrhein-Westfalen sind kleine Fächer besonders in den klassischen Universitäten Bonn, Köln, Münster und, als Neugründung, Bochum vertreten. Sie prägen den Wissenschaftsstandort Nordrhein-Westfalen wesentlich mit. Die Existenz und der Ausbau der Fächer hängen künftig wesentlich von den Hochschulen selbst ab. Das neue Hochschulrecht in Nordrhein Westfalen gibt den Universitäten die Entscheidung über Ausbau und Entwicklung der Fächerstruktur. Es heißt im Hochschulfreiheitsgesetz über die Aufgaben und Befugnisse des Präsidiums:

„§ 16 (1) Das Präsidium leitet die Hochschule. In Ausübung dieser Aufgabe obliegen ihm alle Angelegenheiten und Entscheidungen der Hochschule, für die in diesem Gesetz nicht ausdrücklich eine andere Zuständigkeit festgelegt ist. [...] Das Präsidium entwirft unter Berücksichtigung der Entwicklungspläne der Fachbereiche den Hochschulentwicklungsplan einschließlich des Studienangebots, der Forschungsschwerpunkte sowie der Hochschulorganisation als verbindlichen Rahmen für die Entscheidungen der übrigen Gremien, Funktionsträgerinnen und Funktionsträger.“

Und zu den Forschungsschwerpunkten sagt das Gesetz:

„§ 70 (2) Forschungsvorhaben und Forschungsschwerpunkte werden von der Hochschule unter Berücksichtigung des Hochschulentwicklungsplans koordiniert. Zur gegenseitigen Abstimmung von Forschungsvorhaben und Forschungsschwerpunkten sowie zur Planung und Durchführung gemeinsamer Forschungsvorhaben wirken die Hochschulen untereinander, mit den Kunsthochschulen, mit anderen Forschungsein-

richtungen und mit Einrichtungen der überregionalen Forschungsplanung und Forschungsförderung zusammen.“

„§ 77 (2) Mehrere Hochschulen können gemeinsame wissenschaftliche Einrichtungen und Betriebseinheiten sowie Verwaltungseinrichtungen bei einer der beteiligten Hochschulen errichten oder Verwaltungsverbände bilden, wenn es mit Rücksicht auf die Aufgaben, Größe und Ausstattung dieser Einrichtungen zweckmäßig ist. Über die Errichtung, Änderung und Aufhebung von gemeinsamen wissenschaftlichen Einrichtungen, Betriebseinheiten, Verwaltungseinrichtungen oder Verwaltungsverbänden entscheiden die beteiligten Hochschulen durch die jeweils zuständigen Organe.“

Zu den Organen der Hochschulen gehören in Nordrhein-Westfalen ab dem 1. Januar 2008 die Hochschulräte, die die Funktion eines mit weit reichenden Kompetenzen ausgestatteten Aufsichtsrates einnehmen.

„Der Hochschulrat besteht nach Maßgabe der Grundordnung aus sechs, acht oder zehn Mitgliedern, die in verantwortungsvollen Positionen in der Gesellschaft, insbesondere der Wissenschaft, Kultur oder Wirtschaft tätig sind oder waren und auf Grund ihrer hervorragenden Kenntnisse und Erfahrungen einen Beitrag zur Erreichung der Ziele und Aufgaben der Hochschule leisten können.“

Es ist zu hoffen, dass die Besetzung der Hochschulräte nicht allein nach wirtschaftlichen Kriterien und den Interessen der großen Fachbereiche erfolgt. Die kleinen Geisteswissenschaften müssen ihre Stimme in diesen Gremien haben. Der Hochschulrat hat die Hochschulentwicklungspläne des Präsidiums zu genehmigen und besitzt damit erhebliche Gestaltungsmöglichkeiten. Einfluss behält das

zuständige Ministerium allerdings noch über den Abschluss der Zielvereinbarungen mit den Hochschulen:

„§ 6 (1) Zur Steuerung des Hochschulwesens entwickelt das Land strategische Ziele und kommt damit seiner Verantwortung für ein angemessenes Angebot an Hochschulleistungen nach. Auf der Grundlage dieser strategischen Ziele werden die hochschulübergreifenden Aufgabenverteilungen und Schwerpunktsetzungen und die hochschulindividuelle Profilbildung abgestimmt.“

Es wird großer Aufmerksamkeit bedürfen, ob der gewollte Ansporn zu Wettbewerb und Qualitätsentwicklung die ausreichende Berücksichtigung einer Wissenschaft gewährleistet, die nicht auf den unmittelbar ökonomischen Nutzen ausgerichtet ist.

Die Entwicklung exzellenter Kulturwissenschaften

Für die Hochschulen müsste es schon aus wohlverstandenen Eigeninteresse erforderlich sein, die Bedeutung der Geisteswissenschaften für Renommee und Exzellenz zu erkennen, sie zu fördern und auch dann zu pflegen, wenn sie nicht die Zahlen erreichen, die in den großen Geisteswissenschaften die Basis für die Studierendengröße einer Universität darstellt. Es liegt ein bedeutender Imagegewinn für die Hochschulen in ihren Geisteswissenschaften und deren Projekten. Vielleicht werden einmal die deutschen Universitäten – ähnlich wie ausländische Institute – auch ihre Ausgrabungen, Sammlungen, Forschungsschwerpunkte und Editionen, die zur Zeit häufig nur durch unmittelbare Sonderfinanzierung des Landes zu erhalten waren, als wichtige Aushängeschilder begreifen.

Für den Wissenschaftsstandort Deutschland hat der Wissenschaftsrat in seinen „Empfehlungen zur Entwick-

lung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland“ im Januar 2006 die kleinen Fächer als „konstitutiven Bestandteil des geisteswissenschaftlichen Fächerspektrums“ gewürdigt. Den universitären wie den außeruniversitären Forschungseinrichtungen attestiert er einen hohen Standard. Zur Stärkung ihrer Sichtbarkeit und zur Sicherung ihrer Vielfalt wird den kleinen Fächern die bessere Integration in die Hochschulen empfohlen und die Bildung thematischer Zusammenschlüsse, wie sie inzwischen häufiger entstehen, nahe gelegt (vgl. dazu <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/7068-06.pdf>).

Im Blick auf die kleinen Fächer schlägt die Hochschulrektorenkonferenz in ihrer Entschließung „Die Zukunft der Kleinen Fächer“ vom Februar 2007 den politisch Verantwortlichen eine „Service-Stelle zur Unterstützung und Koordinierung von Planungsentscheidungen“ und eine „Förderinitiative für die Kleinen Fächer in Gestalt eines qualitätsorientierten Wettbewerbs“ vor (vgl. http://www.hrk.de/de/download/dateien/Empfehlung_Kleine_Faecher.pdf).

Auch das Land Nordrhein-Westfalen hat sich im Jahr der Geisteswissenschaften vorgenommen, die Leistungsfähigkeit der kleinen Fächer zu stärken. Unter der Leitung des Freiburger Althistorikers Hans-Joachim Gehrke ist zunächst eine Kommission dabei, Struktur, Potenzial und Perspektiven der zumeist geistes- oder kulturwissenschaftlichen kleinen Fächer zu untersuchen. Bis zum Ende des Jahres 2007 wird ein Abschlussbericht vorliegen. Nach den Aussagen des Rektors der Universität Köln, des Physikers Axel Freimuth, erwarten die Universitäten von der Arbeit der Expertenkommission „Beiträge zu einer gleichermaßen traditionsbewussten wie zukunftsgerichteten Positionierung ihrer geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächer“. Zu dieser Positionierung wird es gehören, die Bedeutung der Wissenschaftsbereiche für Gesellschaft und

Wissenschaft herauszuheben, die im Wissenschaftsjournalismus und somit in der medialen Präsenz deutlich unterrepräsentiert sind.

Hans-Joachim Gehrke kommentierte seine Aufgabe in der Kommission in einer Pressemeldung des Ministeriums für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie des Landes Nordrhein-Westfalen vom 2. März 2007 folgendermaßen: „Im Zeitalter des Wandels und der Globalisierung muss sich unsere Gesellschaft ihre Aufklärung gleichsam ständig neu erschließen. Triebfeder dieses Prozesses sind die Geistes- und Kulturwissenschaften, die unsere Gesellschaft als Klammer zusammenhalten und die zugleich den traditionellen Kern unserer Universitäten bilden. Ohne die Geistes- und Kulturwissenschaften ginge unser Verständnis globaler Zusammenhänge und damit das Verständnis unserer selbst rasch verloren.“

Eine Verkürzung von Wissenschaft auf die Naturwissenschaften wäre unhistorisch, töricht und schädlich für alle: für die Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und ein menschliches Leben jedes Einzelnen. Es wird immer wieder nötig sein, gegen die Vernutzung aller Lebensbereiche – auch in der Wissenschaft – mit Argumenten und Selbstbewusstsein anzugehen.

Wissenschaft steht auf den zwei Standbeinen Natur- und Geisteswissenschaft, und es wäre falsch zu glauben, eine Konzentration auf eines der beiden könnte die Attraktivität einer klassischen deutschen Universität erhöhen. Beide gehören zu einer modernen, zukunftsorientierten Wissensgesellschaft. Und die „Lebenswissenschaften“ beziehen sich nicht allein auf die materiellen Lebensgrundlagen, sondern ebenso auf die Fragen, wovon und wie wir leben wollen und wie wir uns selbst kennen und verstehen können.